

Friedrich Peer Seitz (Freudenstadt)

Kritische Anmerkungen zu einem Weltbild puren Glaubens am Beispiel alt- und neutestamentarischer Grundaussagen

Eines der merkwürdigsten Phänomene des menschlichen Geistes ist die Paradoxie, felsenfest an Dinge glauben zu können, ja, vermeintlich sie zu „wissen“, die zugleich aber bar jeder rationalen Logik sind, oft sogar aller Evidenz realer Anschauung krass widersprechen. Offensichtlich brechen sich hier Gefühle verschiedenster Qualität, von Angst, Verzweiflung, Schuld, Einsamkeit, Enttäuschung, Trauer bis zur Euphorie im Rausch, der Freude, des Glücks, der Geborgenheit, der Ekstase gegen die Ratio Bahn. Sie nutzen, ja missbrauchen gar letztere sogar, indem sie uns pseudo-logische Konstrukte aus Versatzstücken des rationalen Denkens bauen lassen, um dem mit ihnen korrelierten o. g. Bewusstseinszustand entgehen zu können oder umgekehrt diesen zu bestätigen. Auf diesem Boden scheint zu gedeihen, was wir als Religion begreifen. Die Zustimmung der Menschen zu dieser beruht zumindest im abendländisch-aufgeklärten Kulturbereich nicht unbedingt auf blindem Glauben, sondern eher auf dem nachvollziehbaren Gehalt dessen, was die religiösen Inhalte und Aussagen als symbolkräftige Metaphern und Gleichnisse über das reale Leben und seine Werte aussagen.

Wann, wie und wo immer über Weltanschauung diskutiert wird, ergeben sich zwangsläufig inhaltliche Berührungspunkte mit religiösen Vorstellungen – ob mit diesen übereinstimmend oder kontrovers zu diesen. Ein Entscheidungskriterium für die grundsätzliche, rationale Beurteilung religiöser Botschaften, ist die Differenzierung zwischen solchen Aussagen, die einerseits durch wissenschaftlichen Fortschritt und den resultierenden Erkenntnissen schlichtweg sachlich *démodé* sind und jenen Aussagen oder Maximen andererseits, die zeitlos gültig genannt werden können. Hinsichtlich der ersteren neig(t)en Religionen dazu, mit dogmatischer, thetischer Starrheit an Überkommenem festzuhalten, obgleich sich am religiösen Gehalt der Botschaften zumeist nichts ändern müsste, wenn sich die Vertreter der entsprechenden Religionsgemeinschaft von mancher Verkrustung lösen und befreien könnten. Aller ‚Ungehorsam böser‘ – Gottes Natur erforschender – Wissenschaftler z. B. muss ja doch in Gottes Schöpfung eingeplant gewesen sein ...

Gläubige leben mithin oft in einer seltsam ambivalenten Doppelwelt: der rationalen Lebenswelt einerseits und der „legendären“ Glaubenswelt andererseits, wohl erkennend, dass sich beide häufig logisch ausschließen. Doch mit ihrer mangelnden Flexibilität bieten die Religionen, oder besser gesagt die sie repräsentierenden Institutionen eine Vielzahl von Ansatzpunkten möglicher und berechtigter Kritik. Diese Berechtigung entspringt oft schon schierer Logik, weshalb auch bereits in früheren und frühen Zeiten Verhaltensstrukturen der Institutionen dann angeprangert wurden, wenn sie in krassem, ja manchmal krassestem Widerspruch zur eigentlichen Kernaussage der Religion, konkret gesagt zu deren ethischen Grundprinzipien Humanität und Toleranz standen. Denn selbst wenn diese Werte nur aus Erfüllung eines Gebots gelebt werden anstatt aus innerer Überzeugung (gemäß der sog. „Respekt-Konzeption“), wäre dies für eine Gesellschaft noch von Vorteil. Im Folgenden soll daher Ausschau gehalten werden nach jenen religiösen Aussagen, die mit unseren wissenschaftlichen Erkenntnissen harmonieren (auch wenn die Nomenklatur natürlich keineswegs identisch sein muss) oder aber die ihnen nach Kriterien der Logik auf nicht haltbare Weise widersprechen.

-

Die Schöpfungsgeschichten aller Religionen verstehen die Welt der Dinge zutiefst anthropoform (wie auch anders) als „Werk“ eines Schöpfergottes. Und wir ergänzen sogleich, dass natürlich im „Werk“ die diesem zugehörigen Eigenschaften, nämlich die diesem immanenten Natur-Gesetze als göttliches „Wirken“ zur Geltung kommen. Eine scheinbare Gleichheit Gottes mit seinem Werk „Mensch“ ist programmatisch bereits im 1. Buch Mose 1.27 formuliert: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde ...“.

In vielen künstlerisch höchst bewundernswerten sakralen Darstellungen der Vergangenheit ist Gott als „Gottvater“ in Form eines alten, weisen Mannes wiedergegeben. Doch selbstverständlich ist weder das in der deutschen Sprache verwendete polyseme Wort „Bild“ (noch die entsprechende Vokabel anderer Sprachen) wörtlich, quasi im Sinne eines physikalischen „Abbildes“ zu verstehen, sondern als *Idee* der zur Natur und zu den Menschen. Der Brückenschlag zu der Aussage „Gott ist die Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm“ (1. Brief des Johannes 4.16) ist augenfällig.

„In der Liebe bleiben ...“ – Liebe zu wem? Liebe zu Gott ohne die Liebe zur Natur oder zu den Menschen ist nichts als eine hohle Phrase, ja pure Heuchelei. Häufig genug war die ‚Liebe zu Gott‘ in Wahrheit nur die Unterwerfung unter eine mächtige klerikale Institution, die sich den Namen „Gott“ aufs Schild geschrieben hatte.

„Im (stattdessen bisweilen auch „Am ...“) Anfang war der Logos [= Wort, Vernunft, Weltsinn] ... und Gott war das Wort“ heißt es bei Johannes 1.1. Dem entspricht 1. Mose 1.1: „Im (Am) Anfang *schuf* Gott ...“ sowie 1. Mose 1.3: „Und Gott *sprach* ...“. Schon im 2. Buch Mose, 3.14, liest man das Selbstverständnis und die Ankündigung Gottes: „Ich werde sein!“ Alles, was Gott „spricht“ – von 1. Mose 1.3 bis 1.31 – realisiert sich in der Kosmogonese und der Evolution. Am (vorläufigen?) Ende dieses Weges steht jenes Wesen, das über all solche Fragen seit ein paar tausend Jahren nachdenken kann und das vor allem zu tiefen Gefühlen fähig ist, am vornehmsten zu dem der Liebe. Und hier schließt sich der Kreis: „Gott ist die Liebe“. Und: „Niemand hat Gott je gesehen. So wir lieben, bleibt Gott in uns“ (1. Johannesbrief 4.12). Diese Liebe zielt auf die Schöpfung, also auf Natur und Mensch, eben auf das göttliche Werk, in welchem sich Gott offenbart. Entsprechend konnten die Mystiker des Mittelalters formulieren, dass sich im Menschen Gott offenbart und ohne Menschwerdung Gott „verborgen“, unerkant bliebe.

Gläubige brauchen Gott als Antwort auf die Frage nach ihrer Existenz. Genauso braucht Gott die Welt als ‚Antwort‘ für sein Dasein. „Im Anfang war das Wort und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist“ (Johannes-Evangelium 1.1). Und im Brief an die Hebräer (11.3) ist zu lesen, „dass die Welt durch Gottes Wort gemacht ist“. Die Welt ist göttliche Literatur – inklusive ihr Werden und ihr Ende: „Himmel und Erde werden vergehen; meine Worte aber werden nicht vergehen“ (Markus 13.31). Im Ende liegt also bereits der Neubeginn.

Den alttestamentarischen Passus „... ihm zum Bilde ...“ müssen wir heute mit gutem Grund „erweitern“ vom Begriff „Mensch“ zu dem der Natur überhaupt, einschließlich allen materiellen Daseins. Damit soll die graduelle Qualität des menschlichen Bewusstseins nicht gemindert werden. Unabhängig von der theologischen Ikonologie (dem Sinngehalt) sowie von zeitgenössischer Stilgebung repräsentieren christliche Altarbilder, sofern sie höchsten künstlerischen Qualitätsansprüchen genügen (vom Gerokreuz über Riemenschneider-Altäre bis zu barocken „Schmerzensmüttern“) eine ergreifende und zugleich seltsam erhebende Synthese aller menschlichen Gefühle, eine Summe allen Glücks und Leids, vergleichbar dem Simultanerlebnis in der Musik. Leider blieben nicht wenige Darstellungen be- und gefangen in der Absicht, Qualen um ihrer selbst willen wiederzugeben, was bisweilen bloße (Ab-)Schreckensbilder zum Ergebnis hatte. Biblische Geschichten als solche faszinieren den gläubigen Menschen insbesondere durch eben ihre Ähnlichkeit mit den von allen schon erlebten schönen und schweren Stunden, durch die Nähe zu vielen Alltagsnöten, die überwunden werden müssen und wollen. Jene Aspekte biblischer Legenden, die über diese Welt – ins quasi „Überirdische“ – hinausweisen, sind für manche, vor allem für die Enttäuschten, die keine „irdischen“ Auswege finden, vielleicht eine Hoffnung spendende Zugabe.

Jedoch: Auch „himmlische Wahrheiten“ finden fraglos in irdischen Köpfen statt. Hier etwa über sog. Jenseiterfahrungen zu diskutieren, wäre wahrhaft Zeitverschwendung. Niemals war ein Mensch wirklich „dort“ und konnte danach noch Bericht erstatten. Und damit ist auch schon alles zum Thema gesagt, denn der Terminus „Tod“ schließt die Bedeutung des Begriffes „endgültig“ auf kategorische Weise ein. Die dennoch für viele (vor allem in Notzeiten) „überzeugende“ (Ver-)Tröstung auf ein besseres Jenseits hat für den Willen, ein besseres Diesseits zu schaffen, geradezu destruktive Wirkung. Aller Jenseitsglaube ist ein „Pfeifen im Walde“ derer, die Angst vor dem Tod haben – und dazu dürften die meisten Menschen gehören. Was man sich oft genug vorspricht oder gesagt bekommt, wird zum Glauben. Nur: Hat sich jemals ein Mensch im Entferntesten ein Bild oder eine Vorstellung von einem Jenseits machen können, und zwar eines, das sich von der einer „Verlängerung“ jener Welt, die man schon kennt, unterscheidet?

Alle Erlösungsreligionen, die ein jenseitiges, „über“-irdisches und somit ewiges Leben verkünden, beweisen genau damit eine bedenkliche Selbstüberschätzung des Menschen gegenüber der „irdischen“ Welt, nämlich der (im Vergleich zum Menschen) offenbar dem Untergang anheimgestellten Natur. Das mittelalterliche mönchische Credo, die „Welt zu verachten und Gott wohlzugefallen“ ist ein fataler *Contradictio in Adjecto* und damit ein grobes Missverständnis. Wenn Gott die Welt „dezidiert, absichtlich, so und nicht anders“ schuf, wie sie sich uns mit ihren natürlichen Regeln und Gesetzen darstellt, ist sie nur als prädestiniert zu verstehen. Die christliche Religion nimmt jedoch bewusst einen

Widerspruch in Kauf, wenn sie die völlige – auch von natürlichen Konditionen unabhängige – Willensfreiheit des Menschen postuliert, quasi als prädestinierte Ausnahme von der Prädestination. Nur dann, so glauben die Kleriker, kann man den Menschen zur Ordnung rufen und zur Verantwortung ziehen. Dass dem auch ohne die genannte Paradoxie so ist, wurde im Kap. 8 ausgeführt.

Unweigerlich stoßen wir natürlich auch auf die Frage nach der (Ir-)Realität von Wundern. Die Antwort kann nur lauten: Ein omnipotenter und omnipräsenter Gott greift just kraft all der Eigenschaften, die Gott der Welt verliehen hat und die deshalb eine logische Stringenz beinhalten, in die einmal geschaffene Welt nicht „während der Fahrt“ korrigierend und verändernd ein, auch nicht über den „Umweg“ eines in die „Freiheit“ (in welche denn außerhalb des Einflussbereiches eines Gottes?) entlassenen „wunder“-samen Menschen.

Für alle Religionsrichtungen, die keinen fundamentalen Fatalismus vertreten, steht der Mensch als eigenverantwortliches Wesen und nicht der Mensch als der subalterne, sich unterwerfende Sklave Gottes im Zentrum. Das erlaubt zugleich – wenigstens als Möglichkeit – eine humane Grundgesinnung. Aber wie könnte auch (ein) Gott Menschen versklaven, ohne ihnen tabuisierte rituelle Restriktionen aufzuerlegen, die in Wahrheit – wie auch anders – von Menschen erdacht, geäußert und aufoktroziert werden? Solche Wortführer tarnen sich dann gerne mit dem Alibi, eine nur ihnen zuteil gewordene Botschaft Gottes zu verkünden, der sich ihrer Stimme bediene. Unter dem Aspekt des ‚kausalistisch‘ begründeten Determinismus (und einzig so und nicht anders) haben sie damit sogar recht – ihr Tun liegt ja wie für alle und alles generell im „Plan“ des Weltgeschehens. Sich dem selbtherrlichen Ansinnen zu widersetzen, zeugt dennoch von gereiftem Selbstbewusstsein – und wäre unter dem vorgenannten Aspekt genauso stringent der Vollzug eines göttlichen Willens. Die Freiheit und damit die Eigenverantwortung für persönliches Handeln ist in keiner Weise – trotz „göttlicher Verfügung“ auf dem Wege neur(on)aler Determiniertheit – außer Kraft gesetzt. Die individuelle, innere Determiniertheit geht Hand in Hand mit äußerer Freiheit, genau gesagt: mit der Unberechenbarkeit des Individuums für die Außenwelt. Sozial ist jeder Mensch frei – zumindest in einem politischen Idealzustand.

-

Ein wesentliches Gebot der monotheistischen Religionen lautet bekanntlich: „Du sollst dir kein Bildnis machen ...“ (2. Mose 20.4 5. sowie Mose 5.8). Der Mystiker Meister Eckhart (~1260–1328) schrieb sogar „Gott ist namenlos ...“ (6./9. Predigt). Aber da ist ja auch die Aussage „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde“ (1. Mose 1.27) – was angesichts der Differenziertheit unserer Spezies schlechterdings nicht phänotypisch zu verstehen sein kann. Steckt hierin nicht ein Widerspruch? Auch wenn bewunderungswürdige alte Kunstwerke mit Gottesdarstellungen unser ästhetisches Auge erfreuen, *kann* jedes Bild dieser Art nur falsch sein. Alles was Menschen zum Begriff „Gott“ mit all den von Ehrfurcht geprägten und Gott zugewiesenen Attributen bis hin zum nur zu verständlichen ansprechbaren persönlichen, allzu anthropomorph gestalteten Gott-Vater einfällt, ist von Natur aus a priori Vorstellung, also Bild, und mithin verboten. Dennoch schreiben die Menschen ihm Eigenschaften zu wie „lieb, schrecklich, gnädig, rachsüchtig, blutdürstig, ängstigend, heilend, hilfreich, unnahbar“ und mehr – alles ausschließlich *menschliche* Charakterzüge, die transponiert werden. „Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, das heißt vermutlich: der Mensch schuf Gott nach dem seinigen“, lautet ein Zitat (aus den „Sudelbüchern“ Heft D, 274) des Aphoristikers Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799). Und wie könnte es auch anders möglich sein? Wenn der Begriff „Gott“ mehr sein soll als die Aneinanderreihung einiger Buchstaben, so erfährt er seinen Sinngehalt grundsätzlich von den Menschen, die ihn denken oder nennen. Dabei ist Gott stets so geheimnisvoll, transzendent, umfassend, allgegenwärtig (omnipräsent oder ubiquitär), wie der Mensch es sieht, der den Begriff denkt oder nennt. Die erklärte Allmacht Gottes gepaart mit typisch menschlichen Eigenschaften macht Gott zu einem Übermenschen – ein sehr archaisches, letztlich absurdes Gottesbild.

Es liegt in der Natur des Menschen, sich Abstraktes nicht oder nur schwer vorstellen zu können. Kein Wunder, steckt doch schon in dieser Formulierung ein Widerspruch in sich: Abstrakt nennen wir genau das, was wir uns gerade *nicht* vorstellen können. Nun ist unser Gehirn auf Bilder, auf Vorstellungen, die wir uns von der Welt machen, in Bezug auf die mentale Aktivität geradezu „lebensnotwendig“ angewiesen. Dennoch gehen wir sehr wohl mit Abstraktem um, indem wir es entweder in eine knappst bemessene Vorstellung ‚gießen‘ (etwa in ein bloßes Wort, an das wir reale Bedeutungen knüpfen) oder wir geben ihm eine aus der Erfahrungswelt gewonnene physische Gestalt

(auch wenn diese nur imaginär gemeint sein kann). Hiermit unterscheiden sich denn auch religiöse Glaubensvorstellungen verschiedener Menschen, selbst wenn sie derselben Religionsgemeinschaft zugehören.

Antike Götter wie auch (selbst theriomorphe, tiergestaltige) Gottheiten in Naturreligionen wurden als physisch reale Wesen aufgefasst und dargestellt. Zurückhaltender sind die monotheistischen Religionen, die (ihren) Gott – zumindest theoretisch – nicht beschreiben, ihm kein realistisches „Aussehen“ anheften, dies sogar ausdrücklich als ein Vergehen deklarieren, ihn aber dennoch als eine persönliche Instanz, als „Person“ (ob als Vater, Mutter, Elter oder persönliches Bezugswesen welcher Art auch immer) verstehen, mit der man unmittelbar in Kontakt treten kann. Das Christentum hat mit dem Diktum von der Menschwerdung Gottes in Gestalt des Gottessohnes Jesus von Nazareth diese Personifizierung zu einer Anschaulichkeit gesteigert, die vielen Menschen entgegenkommt.

Selbstverständlich sind es nicht nur ‚Personen‘, die abstrakte Ideen verständlich machen, indem sie diese hypostatisch ‚verkörpern‘. Letztere werden ebenso durch rituelle Handlungen (etwa Waschungen oder Wassertaufen und vieles mehr) symbolisiert. Vor allem aber vermitteln bildhafte Geschehnisse jene Ideale, die vielen Menschen zu abstrakt sind. Um ein Beispiel zu nennen: Der Respekt vor Armut oder der Edelmut, der sich im großzügigen Schenken ausdrückt, erhält Gestalt in Legenden und Allegorien wie etwa der christlichen Martinsgeschichte oder dem Erscheinen der Hirten und Heiligen Könige im Stall zu Bethlehem. Es darf freilich nicht unerwähnt bleiben, dass auch die Idee des Bösen in einer Vielzahl angsterzeugender und oft zugleich angstlösender Figuren, Metaphern, Mythen, Sagen und Erzählungen greifbar symbolisiert und verkörpert wird.

Menschen können des Menschen ‚Hölle‘ sein, doch jene, die Vertrauen, Geborgenheit, Schutz, Fürsorge, ja Liebe vermitteln, können der ‚Himmel‘ sein. Das gilt auch für die Personen, deren Namen mit religiöser Bedeutung verknüpft sind. Ihre Ferne mag mit physischer Irrealität identisch sein, ihre Nähe resultiert aus dem Glauben an ihre Existenz. Ihr geglaubtes Tun und Wirken mag objektiv nur Illusion sein, im Kopf des oder der Glaubenden ist es so wirklich wie alles, was ihm und ihr wirklich ist, weshalb sein und ihr Befinden dasselbe ist, als stünden Gott und dessen personale Umgebung wie eine Person leibhaftig gegenüber. Aus diesem Glauben speist sich auch die eine oder andere ‚Wunder‘-Tat und ‚Wunder‘-Heilung an bekannten Wallfahrtsorten. Dies als ‚Beleg‘ für die reale Existenz himmlischer Mächte und deren Einflusskraft auf einen einzelnen, individuellen Menschen sowie für deren Wirkung gegen eine spezielle Krankheit zu deuten, ist subjektiv nachvollziehbar, objektiv aber unzulässig. ‚Ein Beweis für das Göttliche kann es auf gar keinen Fall sein!‘, meinte denn auch Karl-Josef Kuschel (*1948, Professor an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen) in einem im Dezember 2011 auf verschiedenen Sendern ausgestrahlten Interview zum Thema ‚Maria – Gottesmutter und Superheilige‘. Nur: Letztendlich ist es freilich ohne Wenn und Aber durchaus ein realer Beweis für göttliche Wirkung – allerdings hier auf dem Wege des Phänomens der Selbstheilungskräfte in einzelnen Menschen, die diesem ja mit dem ‚Wunder‘ seiner Herkunft, seines Entstehens und seiner Existenz ‚mit- und beigegeben‘ sind. In diesem Sinne hat der alte Sinnspruch ‚medicus curat, deus sanat‘ (der Arzt behandelt, Gott heilt) seine unbestreitbare Gültigkeit.

Die Gestalt der ‚Maria‘, der Mutter, scheint vielen Gläubigen die ihnen näher stehende gegenüber den allzu ‚mächtigen‘ Instanzen Gott und Gottessohn zu sein. Dass die Version der jungfräulichen Geburt des Gottessohnes eine historisch begründete Notwendigkeit war, um die römische, spät- und nachantike Gesellschaft für eine Entscheidung zugunsten der christlichen Religion als der besseren Wahl gegenüber der antiken Götterwelt und der Gottkaiser zu überzeugen, ist ein Faktum. Desgleichen, dass zudem im Zusammenhang damit psychoanalytisch zu deutende Bedürfnisse gestillt wurden. Die Ur- oder ‚Erbsünde‘ bestand ja in der Verletzung des Vaterprivilegs der ‚Erkenntnis‘: Adam aß verbotenerweise vom Baum der Erkenntnis und ‚erkannte‘ Eva. (Schlange und Apfel – emblematisch (sinnbildlich) die ‚Frucht des Bösen‘ [= lat. ‚malum‘ = Apfel] – spielen dabei ihre symbolisch eindeutige Rolle [AT, 1. Mose 2.17 und 1. Mose 3.1–7]). (Realiter wird hier die sexuelle Abhängigkeit des Mannes von der Frau ‚umgedeutet‘, indem der männliche Sexualtrieb als Schuld der ‚verführenden‘ Frau aufgebürdet wird.) Dieser ‚Fehltritt‘ mit der schicksalhaft ewigen Folge einer Sterblichkeit des Menschen als defätistische Perspektive ohne Hoffnung durfte sich nicht wiederholen (und so erscheint in Maria die ‚geläuterte‘ Eva).

Dass es sich beim sogenannten (in der Genesis 1. Mose 3–4 erzählten) Sündenfall evident um einen logischen Widerspruch-in-sich handelt, insofern doch ein allmächtiger und vor allem allwissender Gott das Geschehen voraus ‚wusste‘, ja als Schöpfer sogar so und nicht anders plante, steht auf einem

anderen Blatt. In der Bewertung unter dem theologischen Aspekt ist vordergründig die *psychologische* Bedeutung relevant, also die Be- oder gar Ver-Urteilung des Vorfalls als Erb-, „Sünde“. Denn genau dies kam (und kommt?) der Intention kirchlicher Institutionen entgegen, Gläubige zu „Ur“-Schuldern und damit zwangsläufig die Institution selbst, genauer: deren Repräsentanten (objektiv gesehen irrtümlicherweise) zu (falschen) Gläubigern (hier kommt es auf das *r* an) zu erklären. Auf die Paradoxie, Sexualität (das Kern-, „Vergehen“ innerhalb jenes Sündenfalls) als solche a priori als sündhaftes Tun zu diffamieren, sei anbei hingewiesen.

Die sehr naive, populäre Gegenargumentation „Ja, aber Gott wollte sein Geschöpf prüfen ...!“ entspringt einer anthropomorphen Denkweise, in der Gott ohne Wenn und Aber als Quasi-Mensch mit allzu typischer Verhaltensweise gedacht wird – der er per definitionem doch nicht sein soll. Doch auch ganz abseits aller sexualpsychologischen Symbolik bereitete es den klerikalen Institutionen „schlaflose Nächte“, dass Menschen kraft ihrer Fähigkeiten, ihres Verstandes und unbeugsamen Willens – all dies doch ursprüngliche, aus „göttlicher“ Schöpfung hervorgegangene und „verliehene“ Gaben – eine unstillbare Sehnsucht nach den Früchten vom Baum der Erkenntnis zeigten, als deren privilegierte Hüter sich die klerikalen Institutionen (miss-)verstanden und das Monopolrecht darauf zu haben glaubten. Jede Art von Fortschritt wäre unmöglich gewesen (auch wenn Fortschritt und dessen Folgen durchaus nicht stets und immer positiv bewertet werden können).

Schließlich ist allenthalben der Einwand wohlfeil, kraft seiner Allmacht habe Gott einen Teil ebendieser Allmacht aus der Hand gegeben, um ihn seinem Geschöpf ‚Mensch‘ zu geben, auf dass dieser sich damit bewähre. Doch abgesehen davon, dass auch hier wieder der oben genannte Widerspruch in sich vorliegt, erinnert dies auf fatale Weise an jenen (Pseudo-)„Beweis“ einer Nichtexistenz Gottes, der auf dem sogenannten „Allmachtparadoxon“ beruht, mit dem sich seit dem Mittelalter viele Denker (einer der ersten war der spanisch-arabische Philosoph Averroës, eigentl.: Abū l-Walīd Muhammad ibn Ahmad Ibn Ruschd, 1126–1198) unsinnigerweise auseinandersetzen: „Kann ein allmächtiges Wesen einen Stein erschaffen, der so schwer ist, dass er sich von ebendem allmächtigen Wesen nicht mehr hochheben lässt?“ Wie fast jedes ‚unlösbare‘ Paradox ignoriert auch diese Frage die semantische Logik: Gerade, weil Gott allmächtig ist, schließt dies die Erschaffung eines solchen Steines kategorisch aus. (Warum sollte eine omnipotente Instanz sich darauf einlassen, ihre Allmacht qua Allmacht aufzuheben? Letztendlich zeigt dieses Paradoxon, dass es eine solch anthropomorphe gesehene ‚Allmacht‘ prinzipiell nicht geben kann!)

Doch zurück zum Bild der Gottesmutter Maria: Im NT ist bei Mt. 1.18 sowie 1.20, ebenso bei Luk. 1.35 die Rede von Marias Schwangerschaft durch den Heiligen Geist. Nun hat niemand mehr von jenen, die später in den Evangelien darüber schrieben, weder die Person Maria, die Mutter, noch Jesus, ihren Sohn, gekannt. Ja, sie schrieben sogar, Jesus habe seine Mutter als solche verleugnet (Joh. 2.4, Mk. 3.33–35). Die katholische Kirche verleiht Maria, der ‚Gottesmutter‘ den Status einer vor ihrer eigenen Geburt von Gott Auserwählten und – vor allem seit einem päpstlichen Dogma, das am 8.12.1854 erlassen wurde, nachdem die Idee bereits über Jahrhunderte diskutiert worden war – einer von der Ur- oder Erbsünde befreiten, mithin „unbefleckt empfangenen“ (per immaculata conceptio) Person. Ein weiteres Dogma verkündete am 1.11.1950 die leibliche Aufnahme Marias in den Himmel (Assumptio Beatae Mariae Virginis), was schon seit dem 5. Jahrhundert als „Mariä Himmelfahrt“ (ein so innerhalb der populären Volksfrömmigkeit entstandener Begriff) am 15. August gefeiert wird. Seit dem 12. Jahrhundert ist die Rede von der „Himmelskönigin“. Unzählige Künstler brachten dies in stilistisch oft überaus beeindruckenden Darstellungen als „Krönung Mariens“ zum Ausdruck und der 22. August wird in der katholischen Kirche als „gebotener Gedenktag Maria Königin“ begangen.

Wenn Gott demgegenüber als „Gottvater“ erscheint, also a priori mit virilem, männlichem Attribut gedacht wird, so ist dies ausschließlich historisch bedingt und kulturgeschichtlich auf die ursprünglich patriarchalisch gewachsene Dominanz des männlichen Prinzips zurückzuführen. Gott im monotheistisch-theologischen Sinn verstanden kann keinem Geschlecht zugewiesen werden, womit wir aber wieder beim Problem angelangt sind, sich das Numinose konsequent abstrakt vorstellen zu sollen, müssen, können. Und wie sieht es mit anderen Attributen aus, an die sich die Gläubigen gewöhnt haben, etwa mit der oben angesprochenen „Allmacht“?

Genau besehen ist summa summarum der Begriff „Allmacht“ (Omnipotenz) als Eigenschaft Gottes inkonsistent, ja absurd. Es würde sich ohne dieses Prädikat am Sein und Wirken Gottes nichts ändern. Allmacht in anthropomorpher Sehweise heißt ja stets, das Bestehende, Geschaffene beliebig umstürzen zu können. Doch das ist, wie bereits ausgeführt, eine ganz und gar paradoxe Perspektive, ist

doch etwas aus Allmacht Geschaffenes unüberbietbar, ist das Optimale und jede potenzielle Veränderung wäre prinzipiell nur nachteilig. Denn welche allmächtige Instanz würde quasi absichtlich etwas Negatives, Unvollständiges und doch auf Dauer Konzipiertes erschaffen? (Wer es denn partout glauben will, dass Gott dezidiert eine unvollkommene Welt mit ‚Schwachstellen‘ erschaffen hat, möge dies tun. Er oder sie steht dann allerdings vor dem Problem, zu erklären bzw. zu fragen, warum bzw. ob Gott es nicht hätte besser machen wollen oder können. Doch dieses Denken ist typisch anthropozentrischen, allzu menschlich ‚irdischen‘ Ursprungs. Die einzig mögliche Schlussfolgerung kann ohnehin nur lauten: Es gibt keine ‚bessere‘ Welt als die vorhandene. Nur wenn mit „All-Macht“ in strikter Beschränkung die Macht gemeint ist, das All – sprich: diese unsere Welt, so wie sie ist – zu schaffen, wäre der Terminus akzeptabel. Grundsätzlich aber ist bekanntlich dem Begriff „Allmacht Gottes“ eine höchst brisante Paradoxie immanent, denkt man etwa an die Aufhebung der Allmacht qua Allmacht. (Aufgrund seiner *essenziellen* Allmacht könnte Gott diese nicht negieren, sprich: nicht auf diese verzichten.)

Die christlichen Kirchen sprechen von einem „persönlichen“ Gott, an den sich der Mensch unmittelbar wenden kann. Die diversen Versuche, diese Qualität des „Persönlichen“ in einigermaßen logisch konsistente Formulierungen zu bringen, sind durchgängig – vorsichtig gesagt – wenig überzeugend. Das wundert nicht, denn eine diesbezügliche Konsistenz kann es – aus eben logischen Gründen – gar nicht geben. Immerhin herrscht Einigkeit darüber, dass vernünftigerweise ein anthropomorph hypostasiertes, personifiziertes Gottesbild – außer vielleicht für Kinder – indiskutabel ist. Schon die Mystiker des Mittelalters postulierten geradezu ein Verbot, Gott Eigenschaften welcher Art auch immer zuzusprechen, da jede Eigenschaft nur menschlichen Maßstäben entsprungen sein kann und niemals dem Wesen Gottes, dem „Vor-allen-Dingen-Seienden“ (dem „Über-allen-Dingen-Seienden“ oder gegebenenfalls auch dem „Nach-allen-Dingen-Seienden“) gerecht würde. Selbst ein Attribut wie „omnipotent“ (allmächtig) ist – s. o. – noch unangemessen, da es im Zusammenhang mit dem Gottesbegriff gar nicht um „Macht“ gehen kann, einem Terminus aus rundum allzu menschlicher Weltsicht. „Allmacht“ ist eine Vorstellung aus magischer Denkweise. Gott und „Allmacht“ zu verbinden ist ein Kategorienfehler. Der biblische Gott ist – um es etwas plakativ auszudrücken – *mehr* als („nur“) ‚allmächtig‘. Versucht man, einen sprachlich sinnvollen Konnex zwischen dem Gottesbegriff und der Eigenschaft „Allmacht“ zu konstruieren, dann müsste das Ergebnis die Annahme sein, Gott könne alle engstirnigen Wünsche nach beliebigen „Wundern“ erfüllen, mit denen er die natürlichen, und das heißt göttlich ultimativen, somit unübertreffbaren Gesetze seiner Schöpfung außer Kraft setzen würde. (Was gerne und dennoch fälschlicherweise als das „Hineinpufchen“ des Menschen in ebendiese göttlich gesetzte Welt und Natur bezeichnet wird, wenn es um klerikale Kritik an Wissenschaft und Forschung geht, gehört ja letztlich durchaus zum „göttlichen Plan“, ist in ihm *enthalten*.)

Und wie verhält es sich mit dem Gebet zu einem, genauer zu *dem* „persönlichen“ Gott? Die Antwort ist einfach, weil es keine komplizierte Antwort geben kann: Wer mit Gott als einem Du redet, an das geglaubt wird, begegnet ihm persönlich. Mehr ist nicht zu sagen. Allenfalls noch dies: Der betende Mensch spricht zu *seinem* Gott. Das klingt, als ob er sich einer Einbildung anvertraut. Der deutsche Philosoph Ernst Tugendhat (1930–2023) sprach während eines Interviews des SWR II vom 14.2.2006 in der Sendung „Eckpunkt“ gar von einem „Schwindel“. Doch ob dieses Urteil angemessen ist, scheint fragwürdig. Denn von einer eigenschaftslosen Instanz kann es keine „Einbildung“ geben. Ein weiterer Verdacht wäre: Ist ein Gebet „nur“ ein Selbstgespräch? Die Antwort: Dies so wenig, wie jedes Gespräch mit einem geglaubten, glaubhaften Du eines wäre. Im *Moment* der Ansprache, des Gebets, ist eine subjektiv persönliche Interaktion zustande gekommen. Allein die (Fähigkeit zur) *Vorstellung* eines „persönlichen“ Gottes, eines ansprechbaren Gegenübers, ist Bewusstsein, ist Sein, *ist* damit „Gott“. Der betende oder anrufende Mensch spricht ganz und gar *bei* sich – wo auch sonst nur wäre das möglich – zu oder mit Gott, der in diesem Moment für den Betenden persönlich real ist. Das gilt auch beim gemeinsamen Gebet einer Glaubensgemeinschaft, sofern sie das Individuum nicht gezielt einschränkt oder beherrscht. Doch kommt hier das Erlebnis einer Nähe zu Mitmenschen hinzu. Beim Gebet messen Hirnscanner – wen würde das wundern? – die erhöhte Aktivität derselben Areale, die auch im Gespräch mit realen Partnern aktiv sind. Ein ‚Alter Ego‘ als objektiv imaginären, subjektiv realen Gesprächspartner zu haben, erleichtert in vielen Situationen das Handeln, vor allem, wenn und wo es um Willensentscheidungen geht, die einem schwer fallen. (Schon die Vorstellung einer Leitperson und ihrer vermutlichen Anweisungen bei Übungen, die man für sich allein betreibt, kann Ansporn und Hilfe sein.) Entscheidungen, die sehr weittragende Gewissensfragen betreffen, werden durch „göttlichen Rat“

einfacher, der aus den Tiefen des erfahrungsreichen Unterbewussten ans Licht der Aufmerksamkeit emporsteigt. Fragwürdig wird das Gebet dann, wenn es in einer An- bzw. Einforderung zur „wundersamen“ Erfüllung trivialer Wünsche besteht.

Jedes Gebet enthält in irgendeiner Weise einen Wunsch. Doch wie viele Wünsche ‚gehen bei Gott ein‘, die sich inhaltlich gegenseitig ausschließen (wofür Gebete um den Sieg in Kriegshandlungen mit dem Schlachtruf „Gott mit uns“ nur das krasseste Beispiel einer Deformation Gottes als bellizistischer „Heerführer“ wären, aber auch schon das Anrufen Gottes um eines sportlichen Sieges willen ist ein seltsames Missverständnis)! Wie viele Wünsche werden so oder so nie erfüllt werden? Abgesehen davon, dass viele Gebete erst aus einer Notsituation heraus stattfinden, enthält ein Gebet grundsätzlich die zumindest latente Erwartung, objektiv bevorzugt zu werden. Selbst wenn in das persönliche Gebet der Wunsch nach dem Wohlergehen aller Anderen mit eingeschlossen wird, ist damit nicht das Wissen darum ausgeschlossen, dass Gebete auch oft genug *nicht* „erhört“ werden. Freilich: Schon die Äußerung des Wunsches, das Anvertrauen einer Notlage an eine als mächtig erklärte und verstandene Instanz kann als Befreiung wirken. Und auch bei der Nichterfüllung des Wunsches bleibt auf alle Fälle die Hoffnung auf eine positive Zukunft, ohne dass deshalb schon so leichtfertige wie pseudobedeutungsschwere Prophezeiungen in der Art von „Wenn Gott dich übergeht, so hat er Besseres mit dir vor“ dafür erhalten müssten. Grundsätzlich darf jedoch gelten: Ein Gebet kann nicht mehr, aber auch nicht weniger sein als ein Ausdruck der Hoffnung. Und wenn realistisch konstatiert wird, dass mit einer einseitigen Erfüllung des Wunsches zugunsten von Person A und der daraus folgenden Nichterfüllung des Wunsches zuungunsten von B doch nur „Gottes Wille“ geschieht, so ist dies nichts weniger als eine unwiderlegbare Aussage.

Der theologisch-philosophische Aspekt eines vermuteten „Hineinwirkens Gottes in die Welt“ ist die Erkenntnis, dass „Gott“ in der und durch die Geschichte „spricht“, wobei sein „Wort“ die Gesetze sind, die die Welt und ihre Geschichte in Gang setzt und hält – von der Kosmogonie bis hin zur persönlichen Biographie eines Menschen. Dieses „Wort“ ist deshalb auch die einzig mögliche aller Antworten auf Gebete, weil es dem „Willen“ zur (gemäß 1. Mose 1.31) „sehr guten“, zur „besten“ Schöpfung einer Welt entspricht. „[...] Dein Wille geschehe [...]“ (Matthäus 6.10) – und ‚sein‘ Wille geschieht, wie auch anders, „von Ewigkeit zu Ewigkeit“. Eine Alternative zwischen der Ablehnung oder Zustimmung durch den Menschen existiert a priori nicht. Der subjektive Wille einer Person ist mit logischer Konsequenz im „Willen Gottes“ eingeschlossen. „Wisst ihr nicht, dass ihr Gottes Tempel seid und dass der Geist Gottes in euch wohnt?“ (1.Korintherbrief 3.16). Wo also soll in diesem Zusammenhang das „Gebet“ seinen sinnerfüllten Platz finden? Wie bereits angedeutet, ist das Gebet, ob Bitte oder Fürbitte, ganz unabhängig von der moralischen Bewertung ein persönliches Anliegen mit dem immanenten Wunsch nach Erfüllung. Damit zeigen Heiligen- und Marienkult, Pilger- und Wallfahrten eine zumindest versteckte Haltung der Erwartung eines Erwählterwählens. Denn da gewiss nicht jeder Wunsch und alles Flehen – so sehr für viele Bitten und Wünsche größtes Verständnis gerechtfertigt wäre – erhört und erfüllt wird, folgt gerade daraus die Gefahr einer Selbstgerechtigkeit dessen, der oder die sich als „Beschenker“ und „Beschenkte“ nach der Erfüllung über andere erhaben wähnen könnte. Doch damit soll gewiss niemandem das Gefühl der Dankbarkeit streitig gemacht werden.

Und wie steht es mit den „bösen“ Menschen, den Lieblosen, den Verbrechern? Für sie gibt es zum einen die „irdische Gerechtigkeit“. Die nächste Frage will sich anschließen: Was ist mit den „Ungläubigen“? Doch wer würde guten Gewissens Menschen allein deshalb verurteilen, „verdammten“, nur weil sie als „Heiden“ (dieses Wort gänzlich wertfrei gemeint) geboren wurden? Wer würde den Ungläubigen von vornherein absprechen wollen, über einen eigenen Weg zur Sinnerfüllung ihres Daseins zu verfügen? Dass die klerikalen Institutionen des Abendlandes das lange Zeit ganz anders sahen, macht das Unrecht des Blutvergießens „um des rechten Glaubens willen“ keinen Deut kleiner.

Es führt kein Weg daran vorbei: Die prinzipielle Gleichheit aller Menschen vor der höchsten Instanz kann mit keiner logischen Begründung in Zweifel gezogen werden. Die Worte „Bittet, so wird euch gegeben“ (Matthäus 7.7) stehen ja aus gutem Grund nicht allein, allzu leicht wären sie als bequemer „Garantieschein“ zu verstehen. Und so dürfen die folgenden Worte nicht unbedacht bleiben: „Suchet, so werdet ihr finden. Klopfet an, so wird euch aufgetan.“ Deutlicher kann nicht formuliert werden, dass durchaus auch eigenes Zutun vonnöten ist, um vielleicht zum erwünschten Ziel zu gelangen. Mit diesem Anspruch auf Bescheidenheit kann ein Gebet ausschließlich als die jedem zustehende Gewährung verstanden werden, „angehört“ zu werden, eine Bitte vorbringen zu können. Das Gebet erhält damit seinen wahren Sinn, der in der *Hoffnung* liegt, die jedem Menschen zusteht. Es muss dann allerdings

akzeptiert werden, wie es denn kommt: „gegeben oder genommen“. Und wo die persönliche Tatkraft ausreicht, gilt das althergebrachte geflügelte Wort „Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott“; anders gesagt: Gottes Hilfe besteht in der Kraft des Menschen, sich selbst zu helfen. Doch unbestreitbar erfüllen theistische Religionen auch das zwar nachvollziehbare, aber letztlich von eigener (ob fremd- oder auch selbstverschuldeter) Hilfslosigkeit zeugenden Bedürfnis der Gläubigen, Verantwortung zu delegieren an den „reichen Verwandten im Himmel“ (Robert Musil, 1881–1942, in seiner Erzählung „Die Amsel“, 1928), was im Grunde bereits für das schlichte Gebet gilt – welches dadurch zweifellos Erleichterung, Trost, kurz: subjektives Wohlbefinden schaffen kann. Es müsste also heißen: „Hilf dir selbst, *dadurch* hilft dir Gott“! Die Schriftstellerin und „politische“ Theologin Dorothee Sölle (1929–2003) äußerte hierzu mehrfach: „Gott hat keine anderen Hände als unsere!“, womit sie die unselige Neigung vieler Gläubigen zu einer fatalistischen Abtretung der Verantwortung an eine höheren Instanz anprangerte (u. a. in „Eine theologische Bilanz“, SWR-Rundfunk-Sendung 2000, Wiederholung in „Eckpunkt“, 2.5.2003).

„Gottes Werk“, das Seiende, ist per se „fehler“-los. Was Menschen als „Fehler“ erkennen, ist ein Fehler ihrer Denkweise. Damit ist nicht gesagt, dass es keine verbesserungswürdigen Zustände auf der Erde gäbe. Sie gibt es im Gegenteil zuhauf. Doch sie sind kein „Konstruktionsfehler“ im Schöpfungsakt, sondern zunächst völlig neutrale Umstände, die erst nach menschlichen Maßgaben (vielleicht oft, wenngleich nicht immer zu Recht) Kritik erfahren. Deshalb gibt es auch keinen „Zorn“ Gottes. Außer man betrachtet Gott in verzerrt anthropomorpher Weise als Feierabendbastler, der sein Spielzeug an die Wand wirft, wenn es nicht funktioniert. Es gibt nichts von Gott Nicht-Gewolltes, nur benötigen die Institutionen diesen Vorwand, um verurteilen oder strafen zu können. Doch Strafe ist die Handlung eines Ohnmächtigen und gewiss nicht die eines Allmächtigen. Und auch die Frage nach „Erlösung“ von Unheil darf hier gestellt werden. Daraus folgt keineswegs eine fatalistische Einstellung. Leid und Schmerz müssen nicht als „Gottes Prüfung“ hingenommen, sondern als Auftrag zu deren Behebung verstanden werden. Jener allzu leicht von der Hand oder besser aus dem Mund gehende priesterliche „Trost“ von der Stärkung des Glaubens durch Erduldung des Übels ist ein Widerspruch in sich, denn wie sollte der Glaube an Gerechtigkeit durch Erleiden von *Ungerechtigkeit* zustande kommen?

Die abendländische Religionsgeschichte ist ein permanentes Irrlichtern zwischen Liebes- und Gnadenzuversicht einerseits und der Angst *vor* oder vielleicht auch der masochistischen Sehnsucht *nach* Strafe andererseits. Die Brücke lautete allzu oft: Gnadenerweis nach erlittener und erduldeter Strafe oder zumindest nach Unterwerfung gegenüber den institutionalisierten Forderungen in Form von Demut vor Lehre und Dogma. Dafür wurden (und werden) mitunter Methoden angewandt, die jedem Credo der „Nächstenliebe“ Hohn sprechen, wobei man nicht unbedingt nur auf die unselige Geschichte der Inquisition verweisen muss. Alle Inquisition wie jede Form religiöser und gesellschaftlicher Intoleranz entspringt letztlich einer tief sitzenden Unsicherheit, ja Angst davor, am Ende vielleicht selbst unrecht zu haben. Das trivialste Antidot (Gegenmittel) ist vulgäre Macht- und Gewaltausübung, um durch die aufgezwungene Meinungs- oder Glaubensgleichheit eine scheinbare Bestätigung dafür zu erhalten, selbst im Recht zu sein. Davon weit entfernt ist selbstverständlich der redliche Versuch, mit quasi pädagogischem Credo aus echter Überzeugung, nicht nur im Recht zu sein, sondern – ob durch Missionierung, Lehre oder Werbekampagne – den Anderen etwas (vermeintlich, vielleicht sogar objektiv) Gutes zu tun. Was freilich nur dann so genannt werden kann, wenn es freiwillig und ohne Zwang vermittelt und akzeptiert wird. In manchen katholischen Kirchen Roms wurden „Briefe aus dem Fegefeuer“ an die Wand gepinnt, deren Ränder angesengt sind, um ihre „Echtheit“ zu dokumentieren. Die Absicht, damit naive und unbedarfte Gläubige „in Zucht“ zu halten, indem man sie in Angst und Schrecken versetzt, ist allzu offensichtlich und im Grunde eine kriminelle Handlung. Dies ganz abgesehen davon, dass solche Methoden Bände über eine Institution spricht, die solches nötig hat, obwohl sie vorgibt, die wahre Menschlichkeit zu verkünden. [Details hierzu lassen sich in dem Buch „Rom. Eine Einladung.“ (1990) des Schriftstellers Herbert Rosendorfer (1934–2012) nachlesen.]

Wenn eine (oder *die*) „reine“ Religion von einer Institution als Mittel zur Machtausübung vereinnahmt wird, wird aus Liebe zu Menschen die Verdammung derselben, wird die Hölle angedroht anstatt den Himmel zu versprechen, wird alles – im Sinne der Institution – Böse einem Teufel in die Schuhe geschoben. An dessen Stelle mussten „Hexen“ als das dem Bösen verfallene Menschenwesen brennen, wie überhaupt Flammen als düstere Perspektive und willkommene Angstquelle genutzt wurden (und werden?). Auf besonders eindringliche Weise skizziert der französische Romancier Honoré de Balzac (1799–1850) die Unmenschlichkeit eines Rufmordes dieser Art in seiner Erzählung „Le Succube“ („Der Succubus“) aus „Les contes drolatiques“ (1832–1837): Eine als „Gottesurteil“ um-

schriebene Folter halbwegs heil zu überstehen wurde früher in nicht wenigen Fällen keineswegs als „Urteil Gottes“ im Sinne eines „Freispruchs“ zugunsten des oder der Beschuldigten ausgelegt. Um der längst vorab feststehenden Absicht der „Richter“ zu genügen, die Delinquenten dem Wunsch der Inquisition gemäß zu vernichten, wurde mit typischen Winkelzügen voller Schein-, Pseudo- und Afterlogik gerade das Überstehen der Quälereien als Zeichen dafür ausgelegt, dass der Delinquent ein verkappter Satansbote ist. Denn „er habe die Macht, an seiner Statt einen Teufel erscheinen zu lassen, der solche Prüfungen gewohnt sei“ (s. o. Kapitel III). Daher ist das Vor-Urteil auch schon beim vorangehenden „hochnotpeinlichen“ Verhör bereits gefällt, denn selbst die beweiskräftigsten Argumente für die eigene Unschuld, die der oder die Beschuldigte vorbringen konnte, wurden umgehend *gegen* den Delinquenten verwendet, „da es ja den Teufel kennzeichnet, dass er stets solche ketzerischen Ausflüchte findet, die der Wahrheit aufs Haar gleichsehen“ (s. o. Kapitel II).

So diene (und dient da und dort noch immer) der „Teufel“ als probate Drohkulisse für ein düsteres Jenseits oder als willkommener Sündenbock für Lebens-„Sünden“ aller Art. Man muss fairerweise den führenden Gremien und Repräsentanten der christlichen Kirchen, genau gesagt deren beiden großen Konfessionen bis hin zum eher konservativen Jesuitenorden zugutehalten, dass sie sich – im Gegensatz zu vielen Splittergruppierungen (insbesondere in den USA) – von der obsoleten, antiquiert mittelalterlichen Vorstellung eines Ortes mit höllischem Fegefeuer inklusive zugehöriger Teufelsbilder distanzierten. Stattdessen wird die „Hölle“ als ein psychisch-geistiger Leidenszustand der Verlorenheit im Sinne einer ‚Reinigung‘ (Purgatorium) vor allem im Moment des Sterbens umschrieben („Stuttgarter Nachrichten“, 30.5.2011). Die Aussagen bezüglich Hölle und Fegefeuer für die Zeit *nach* dem Tod sind je nach Glaubensrichtung – nicht verwunderlich – nebulös, different, ja widersprüchlich und reichen bis zur Ankündigung der „völligen Vernichtung“ (wie etwa von Gruppierungen des sogenannten Annihilationismus vertreten). Auch die anglikanische Kirche ersetzte im Februar 1996 die unzeitgemäßen Vorstellungen von Teufelspopanz, Höllenschlund und Fegefeuer – allerdings nur durch die Androhung einer anderen Strafe: nämlich des endgültigen, sozusagen „zweiten“ Todes der Verdammten, was bei den „Fundamentalisten“ sofort zu Protesten führte, da das Abschreckungspotenzial solch einer „Hölle“ unzureichend sei! Prinzipiell aber ist jede Form der „Androhung“ einer Hölle allein schon deshalb moralisch fragwürdig, weil damit stets (fallible, d. h. ihrerseits fehlbare) Menschen über andere Menschen, sich über jene erhebend, urteilen – und dies (welch ein Paradox!) im Namen eines „barmherzigen“, „gütigen“, ja „liebenden“ Gottes.

Leider gewinnt auch der unvoreingenommenste Beobachter den Eindruck einer Zuckerbrot- und Peitsche-Verkündigung, wenn den vorgenannten Strafandrohungen die Verheißung des Heils gegenübergestellt wird – selbstverständlich nur für diejenigen, die widerspruchslos „Ja und Amen“ sagen. Was ja dann kein Fehler sein müsste, solange sich die Zustimmung auf den Kern der ursprünglichen Botschaft bezieht und keine Unterwerfung unter die Hierarchien der Institutionen mit ihrem rigiden Hang zur Bevormundung der Gläubigen bedeutet.

Härte gegen sich – oft genug als Perversion des Leidens zur Gewinnung des „Heils“ – und Grausamkeit gegen andere ließ die Gläubigen lange Zeiten hindurch auf ein Himmelreich hoffen. Daher liegt den abendländischen Kirchen die Auffassung eines allmächtigen und ohne Einschränkung gemäß anthropoformen Wertmaßstäben *gütigen* Gottes wie ein Stein im Magen. Eine von altruistischen Prinzipien geprägte Religion wie die christliche läuft immer ‚Gefahr‘, sich selbst im praktischen Leben bewähren zu müssen und dabei häufig die eigenen Prinzipien Lügen zu strafen. Der Grat zwischen der Verkündigung von Gottes Wort (die Behauptung, dieses zu wissen, ist alleine schon eine Ent-Mündigung) und der Versuchung, sich selbst für eine mit Gott identische Instanz zu halten, ist manchmal bis zur Unmerklichkeit schmal. Die „Bevormundung Gottes“ führte sogar zu der eigenmächtigen Einrichtung einer Website namens „www.gott.net“ durch die Institution, die sich natürlich damit selbst meint. Jede Institution „vertritt“ ihren Gott nach außen offenbar auf recht eigene (oder eher ‚eigenartige‘?) Weise.

Welche Macht in der Vorstellungswelt ihrer treuesten Anhänger durch die Institutionen ausgeübt wird, zeigt – als ein Beispiel von unzähligen – eine Pressenotiz vom 20.08.2010. Die von dem „satirischen“ Bildhauer Peter Lenk (*1947) in der Tat sehr ironisch gestaltete Skulptur einer Papstfigur entfachte einen „Aufstand“, obwohl sie als Persiflage eines Würdenträgers gedacht ist, der einer Zeit angehörte, in der just jene Repräsentanten die Lehre, die sie verkünden sollten, für ihren eigenen Vorteil mit Füßen traten. Die aufgebrachten Gegner traten mit Transparenten an, deren Aufschrift „Für die Achtung der Religion“ ein durch und durch paradoxes Missverständnis bezeugte. Oder sollte es „nur“ ein erneuter Beweis jenes typischen und leider auch gefährlichen Mangels an geistiger Souveränität

gewesen sein? Das Maß war für die Moralisten ohnehin bereits voll, da sich der Künstler recht freizügig erotische Anspielungen in seinem Konstanzer Werk der „Imperia“ (1993) erlaubte, in welchem die große Kurtisane auf ihren Händen Kaiser und eben den besagten Papst (Martin V. während des Konzils 1414–1418) wie Puppen präsentiert.

Vordergründig zwar fragwürdig, psychologisch aber einleuchtend, besteht zwischen Göttern und Gott einerseits sowie menschlicher Sexualität andererseits immer schon ein „gespanntes Verhältnis“. Die Paradies-Geschichte des Alten Testaments sowie generell alle Strafgerichte wegen sexueller „Verfehlungen“, aber auch die „jungfräuliche“ Geburt Jesu durch Maria spiegeln Denkmuster und Vorstellungsstrukturen wider, die ebenso in anderen Religionen sowie Mythen und Märchen erscheinen und die sich psychoanalytisch erschließen und deuten lassen.

Ein Weiteres zu den religiösen Urbildern sexueller Tabus: Gerade der „Sünden“-Fall ist die von deutlicher Symbolik bemäntelte „kritische“ Darstellung sexueller Reifung. Taufzeremonien sind folgerichtig die wiederum symbolische Befreiung aus dem Zustand der Verstoßenheit nach der Ursünde und der in die Haftung der Nachkommen übergegangene Erbsünde. Der Mensch, so die Botschaft, sei Schuldner gegenüber Gott und damit gegenüber der „vermittelnden, stellvertretenden“ Kirche. Kein Wunder verurteilte jene den britischen, im damaligen Rom predigenden Laienmönch Pelagius (ca. 350/360 – ca. 418/420) samt dessen Schüler Caelestius als Ketzer, weil beide vernünftigerweise, aber erfolglos die „Erbsünde“ bestritten, da ein „guter“ Gott mit einer solchen auch das „Böse“ (mit)geschaffen habe – ein Widerspruch in sich.

Der deutsche Psychoanalytiker Eberhard Schaetzing (1905–1989) spricht bei Gläubigen, die sich pathologisch dispositioniert von pathogenen Drohungen beherrschen und von Tabus in Zwang nehmen lassen, von „ekklesiogenen Neurosen“ (Aufsatz in „Wege zum Menschen“, 1955). Ohnehin ist es – um dies noch einmal festzuhalten – seltsam paradox, durch Androhungen religiös begründeter, imaginärer Strafen den Glauben an eine „Religion der Liebesbotschaft“ zu vermitteln. „Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibt die Furcht aus ...“ (1. Johannes 3.18). Und die Mahnung des „Memento mori“ (eigentlich „*Memento moriendum esse*“) ist als versuchte Einflößung von Furcht vor dem kommenden Ungewissen oder Drohenden schlicht unmoralisch. Das bedeutet keine Abwertung dieser altliturgischen, darüber hinaus aber grundsätzlich gültigen Mahnung, doch ihren Wert erfährt diese Aufforderung ausschließlich in den Folgerungen, die eine Person höchst privatim daraus zieht.

Der verinnerlichte Zwang zu (wieder ein Paradox:) „gottgewollter“ sexueller Enthaltensamkeit führte bei unbedarften Gläubigen zu dem Stoßseufzer, warum denn Gott keine „anständigere“ Form der Fortpflanzung geschaffen habe. Diese Einstellung reicht zuweilen bis zu tiefen Schuldgefühlen ob des eigenen Gezeugtseins auf natürliche Weise. Die Trennung von Zeugung und Sexualität wird bildhaft im oben bereits erwähnten Dogma der sog. „Jungfrauengeburt“ Jesu durch Maria (Lukas 1.26 ff.). Dennoch bleibt die Frage, was für ein Selbstverständnis jene haben, die Sexualität verteufelten oder noch verteufeln und mit „Schmutzigem“ referenzieren oder gar gleichsetzen. Verdanken sie ihre eigene Existenz doch gerade dieser „Sünde“. Und in der Tat spricht jenes wohl aus dem frühen 14. Jahrhundert stammende unsägliche Gebet „*Ecce enim in iniquitatibus conceptus sum: et in peccatis concepit me mater mea* (Denn in Unrecht bin ich gezeugt worden: und in Sünden hat mich meine Mutter empfangen)“ Bände. Auch hier kann uns nur die Psychoanalyse einen halbwegs vernünftigen Weg zum Verständnis solcher Verirrung und Verwirrung aufzeigen. (Die Konsequenz ist so oder so eine demütigende Entwürdigung der eigenen Eltern.)

Jene abstruse Vorstellung von der Gefangennahme der per se „reinen“ Seele im sündhaften Körper – rational betrachtet eine „reine“ Absurdität – ist nichts weniger als eine fatale Missachtung der doch unzweifelhaft im „Schöpfungsprogramm“ enthaltenen Biologie des Menschen. Das Erzeugen von Schuldgefühlen war immer ein höchst probates Mittel, über die „schuldig“ Gesprochenen Macht zu erlangen. Es wundert daher nicht, dass die Institutionen der christlichen Religion jahrhundertlang „Herzensallianzen“ mit jeder Art von Feudalismus (vor allem jenem „von Gottes Gnaden“) eingingen und das Abendland für lange Zeit zu einem grenzenlosen Beichtstuhl machten. Fraglos ist Selbstüberschätzung, Überheblichkeit, Anmaßung oder Arroganz welcher Art auch sonst kein humaner Wesenszug. Aber welches Bild haben jene Menschen von sich, die permanent sich selbst bezichtigend von einem „*mea culpa*“ usurpiert sind und dem geradezu unstillbaren Bedürfnis nichts entgegenzusetzen wissen, für etwas (wofür, wissen sie oft selbst nicht) büßen zu müssen. Es gibt zu denken, wie leicht die dafür zugrunde liegenden Strukturen mit dem psychoanalytischen Standardwerkzeug zu entlarven und dennoch nicht überall auszumerzen sind. Doch damit ist niemandem verboten, auf Sünden jener Art bei

sich selbst zu achten, die anderen schaden. Niemandem ist verwehrt, sich darauf zu besinnen, was man gegenüber Mitmenschen falsch machte und vielleicht besser machen kann. Dies wäre dann mit Sicherheit kein falscher Weg.

Eine göttliche *und* gute Welt, dazu noch die Vorstellung eines gütigen, gut meinenden Schöpfers – kann das realiter gelten? Denn wie ist das mit dem sogenannten Übel, dem Bösen zu vereinbaren? Das „Böse“? Schon im Paradies ist davon die Rede: „Aber von dem Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen sollst du nicht essen ...“ (1. Mose 2.17). Dieses „Böse“ ist also bereits in Gottes Entwurf enthalten und bedarf zu seinem „Verständnis“ keines irdischen oder „höllischen“ Sündenbocks. (Die Schlange als Sinnbild des Bösen: Wie in so vielen Beispielen aus der Literatur, sei es in Märchen, Fabeln, Sagen und Mythen, geschieht auch hier die infame Verunglimpfung einer unschuldigen Kreatur. Stets werden bestimmten – Angst einflößenden, heimliche Bewunderung oder Respekt hervorrufenden – Tieren negative menschliche Eigenschaften und Schwächen angeheftet. An der Berechtigung dieser Kritik ändert sich auch dadurch nichts, dass es natürlich auch Beispiele gibt, in denen Tieren „gute“ Charakterzüge menschlicher Provenienz zugesprochen werden.

Mit der traditionellen Vorstellung vom personifizierten Bösen an sich – als Teufel, Luzifer, Satan, Beelzebub, Widersacher und Antichrist hypostasiert (etwa in der „Psychomachia“ [dem „Seelenkampf“] des spätantiken Dichters Prudentius [348 – nach 405], einem Epos über den allegorischen Kampf zwischen Laster und Tugend) – suchen die Menschen einen „Verantwortlichen“ für alles „Böse“ und schaffen damit ein Alibi-Konstrukt in Form eines imaginären Strohmanns für die eigene – meist aufgrund äußerer Zwänge faktische, aber oft genug (aufgrund von mangelndem Willen, subjektiver Gleichgültigkeit und Bequemlichkeit) auch selbstverschuldete – Unfähigkeit, an den negativen Zuständen aktiv etwas zu ändern. [Wen wundert es, dass Religionen, Mythen und Sagen mit einer Vielzahl personifizierter „Böse“-Wichter aufwarten können, vom Satan und seinen Synonymen über Dämonen und Geister bis hin zu Zauberern, Hexen und nicht zuletzt den literarisch verewigten Teufeln in Menschengestalt.

Die Historie liefert beredete Zeugnisse hierzu – allerdings, der Fairness halber sei es gesagt, auch solche, in denen tatkräftige Protagonisten humaner Gesinnung dem Besseren und Guten zum Durchbruch verhelfen. Vieles wurde dank jenen zur Wirklichkeit (durch Be-Wirken), was früher noch als pure Utopie erschien.

Warum ausgerechnet der Sexualität so zäh der Ruch des ‚Bösen‘ (‚Sündigen‘) anhaftet(e), wurde u. a. von dem Reformator Martin Luther (1483–1546) erhellt, indem er mit dem ihm eigenen Gespür für sinnfällige Sprache den Bibelvers 1. Mose 4.1 so übersetzte: „Und Adam *erkannte* sein Weib Eva ...“. Der Bezug zu 1. Mose 2.17 ist unübersehbar eindeutig, wird doch die „*Erkenntnis*“ vom Baum (vordergründig die Unterscheidung zwischen „gut“ und „böse“) als das (nicht ‚gut‘ geheißene) Erwachen sexueller Verwirklichung (unter dem Aspekt sinnlicher Wohlgefühle abseits der biologischen Fortpflanzungsfunktion) entlarvt (in 1. Mose 3.6 und 7 ist vom ‚lieblichen‘ und ‚lustigen‘ Baum die Rede, dessen Früchte beider Augen für ihre Nacktheit als erotisches Objekt öffnete). Dass aus sexuellem Begehren zu allen Zeiten leider allzu viel „Böses“ erwuchs, ist tragisches Faktum. Doch das ist kein Grund, Sexualität per se als „böse“ zu diffamieren, gar zu verteufeln. Im Übrigen ist die „*Erkenntnis*“ des „Bösen überhaupt“, d. h. schlicht die Erfahrung einer Situation oder Gegebenheit, die für den Menschen mit dem Erleben von Unglück einhergeht und als „böse“ interpretiert wird, (abgesehen von einer ebenso möglichen psychoanalytischen Deutung als Konflikt zwischen Gottvater und seinem Geschöpf) eine durchaus treffende Symbolik dafür, dass ebendieser Mensch durch sein subjektives Verlangen nach einer „Erklärung“ für das, was ihm nicht zusagt oder zustößt, das (vermeintlich mensch-, natur- oder sogar gottgemachte) „Böse“ bzw. „Übel“ erst als solches definiert.

Dieses Problem ist damit weder eines der Instanz eines „Schöpfers“ noch eines der objektiven Welt, sondern immer schon und immer wieder eines der allzu subjektiven Betrachtungsweise. „[...] an sich ist nichts weder gut noch böse. Erst das Denken macht es dazu“, sagt Hamlet in Shakespeares Tragödie. Das Böse ist auch nicht etwa ‚nur‘ der „Abmangel an (die Abwesenheit von) Gutem“ (privatio boni), denn auch der Begriff des „Guten“ ist zutiefst relativ. Das absolut Böse gibt es nicht. Und nicht einmal für die Menschheit gibt es ein gemeinsames ‚relativ Böses‘. Jedes Individuum benennt subjektiv nur für sich (dann freilich oft – wengleich nicht immer – mit gutem Grund) das ‚Böse‘.

Es scheint eine typisch menschliche Schwäche zu sein, für das, was ihm negativ („böse“) erscheint, Verantwortliche zu suchen. (Das für ihn Positive, „Gute“, nimmt er gern auf *sich*.) Obgleich

die Menschen im Grunde schon in frühen Zeiten hätten feststellen müssen, dass weder Beschwörungen, weder Opfer noch Gebete wirklich schwere Krankheiten oder Naturkatastrophen aufhielten und verhinderten, so wenig wie Voltaires Protest gegen das Erdbeben von Lissabon („Poème sur le Désastre de Lisbonne“, Paris, 1756) sinnvoll war, wurden stets Verantwortliche gesucht – und gefunden, ob in Form des Teufels oder Satans, leider auch in Form sogenannter und in der Regel de facto unschuldiger Zauberer oder Hexen. Voltaire allerdings meinte: Gott ist die Ursache – und kam damit der Wahrheit am nächsten, wenn man einmal davon absieht, dass bei keiner Katastrophe eine singuläre „Vorsätzlichkeit“ Gottes zur Schädigung von Menschen ernsthaft in Betracht gezogen werden kann.

Dass ausgerechnet Menschen sich zu Anwälten Gottes aufschwangen, und vorlaut – vermutlich um von eigener Unzulänglichkeit abzulenken – das „göttliche Strafgericht“, die Apokalypse angesichts von Katastrophen zu erkennen meinten, wäre eine eigene, nämlich psychopathologische Untersuchung wert. Die „Hölle“ wird bisweilen von vermeintlich ‚aufgeklärten‘ Klerikalen mit *irdischem* Horror identifiziert und sie verweisen dabei auf den Holocaust, auf Pogrome, Kriege und Katastrophen. Aber sie haben keine Antwort auf die Frage, welche Schuld (oder „Sünde“) denn die betroffenen bemitleidenswerten Menschen auf sich geladen haben sollen, um mit dieser „Hölle“ (zu Lebzeiten!) bestraft zu werden. Der Gipfel des Zynismus wäre in der Tat der Vorwurf, sie seien eben keine Rechtgläubigen gewesen. Der deutsche Autor Wolfgang Borchert (1921–1947) zieht in der Erzählung „Die Kegelbahn“ (1947) ein äußerst konsequentes Fazit: „Gott hat eine Entschuldigung. ... Es gibt ihn nicht.“

Aber auch wenn man mit solcher Resignation nicht einverstanden sein muss, gilt dennoch: Dass die einen Menschen leiden, die anderen nicht, erscheint uns als „ungerechtes“ Schicksal. Doch der Begriff „ungerecht“ ist in diesem Zusammenhang völlig deplatziert, seine Verwendung geradezu ein Kategorienfehler. Die „Ungerechtigkeit“ an Menschen durch die Natur (zum Beispiel auch als Gebrechen) wie durch Menschen (etwa in Form von Verbrechen) begangen könnte als Begleiterscheinung einer evolutionären Durchgangsphase betrachtet werden, wenn man bedenkt, dass es auch schon eine lange Zeit ganz ohne Menschen gab, ohne dass deshalb der Begriff „Ungerechtigkeit“ im Hinblick auf Gott bemüht werden kann.

Dieses Problem wurde immer wieder unter dem Thema der Theodizee, der „Rechtfertigung Gottes“, erörtert. So, wie die Gläubigen gerne bereit sind, in der Liebe, dem Glück oder dem Schönen das Wirken Gottes zu erkennen, müssen sie Gott auch im Leid akzeptieren. Der Religion des Alten Testaments wie auch der christlichen Lehre darf immerhin zuerkannt werden, dass sie ursprünglich ihren Gläubigen ein im Prinzip durchaus humanes Weltbild bietet, das ein Gefühl oder eine Vergewisserung von Geborgenheit vermittelt. Was die institutionalisierten Glaubensgemeinschaften und Kirchen in der Geschichte daraus gemacht haben, steht auf einem anderen Blatt.

Dass die Repräsentanten der Religion unter der Prämisse des gütigen, gnädigen Gottes angesichts der Realität in schlimme logische Verlegenheiten geraten, erstaunt nicht. Im Gegenteil, jede andere Reaktion wäre überaus verwunderlich. Zwar steht im Alten Testament bei Jesaja 45.6–7 recht eindeutig: „[...] Ich bin der Herr, [...] der ich das Licht mache und schaffe die Finsternis, der ich Frieden gebe und schaffe das Übel. Ich bin der Herr, der solches alles tut.“ Eigentlich wäre damit alles gesagt. Die Auflösung des Widerspruchs der Theodizee liegt ausschließlich in der Einsicht, dass das „Böse“ eine aus menschlicher Sicht geborene durch und durch subjektive Betrachtungsweise ist. Das sogenannte „Böse“ oder „Übel“ ergibt sich erst durch Kollision disparater, unvereinbarer, aber primär per se keineswegs negativer, sondern zumindest wertneutraler natürlicher Prozesse. Geologische und tektonische Umbrüche, deren Kräfte bis heute in Form von Vulkanen und Erdbeben Tod und Verderben bringen, sind dieselben, die vor Jahrmilliarden die Erde erst beleb- und schließlich bewohnbar machten. Im Prinzip gilt dies auch für meteorologische Bedingungen, in die freilich die Menschheit in unseliger Weise schuldhaft eingreift – einmal ganz zu schweigen von der Verschmutzung und Vergiftung unserer Welt, von der höchst ‚hausgemachten‘ Katastrophe eines jeden Krieges, der im Kleinen bereits gar nur aufgrund individuelle Vorteile bringender Interessen „entsteht“, und sei es durch das pure naturgegeben und damit scheinbar ‚legitim‘ egoistische Streben nach biologischem Überdauern.

Das Missverständnis der Theodizee-Frage beruht insbesondere darauf, dass die christliche Religion traditionell an einen Gott glaubt, der ein Gott vor und für den Menschen ist und der die Natur als Mittel für Strafgerichte benutzt. Tatsächlich ist der Mensch auch „nur“ Natur und vor Gott dieser gegenüber mitnichten privilegiert. Gut und Böse sind äußerst relative Werte und erst durch die nachvollziehbaren Eigeninteressen der Menschen und durch die Ansprüche ihres gesellschaftlichen

Zusammenlebens überhaupt begründet. Zweifellos ist zumindest das menschliche Gemeinwesen ohne ethische Maximen und ohne Ahnden resp. Sanktionieren einer Übertretung oder Verletzung derselben kaum denkbar. Aber auch in diesem engeren Rahmen liefert die Diskussion über das, was gut oder böse ist, noch Zündstoff genug für Auseinandersetzungen und Streit – von der verbalen Debatte bis hin zu Mord und Totschlag.

Der Kampf *gegen* das vorgeblich „Böse“ war lange Zeit das eigentlich Schlimmere im Vergleich zum bekämpften „Bösen“ selbst. Nicht weniger paradox sind finsterste Verwünschungen von gläubigen Mitgliedern einer „Religion der Nächstenliebe“ gegenüber Menschen, die sogar nicht einmal an dieser zweifeln, wohl aber an den Dogmen, die mit ihr wenig vereinbar sind. Das Weltbild des Gläubigen scheint aber offenbar an eben den letzteren zu hängen, weshalb sie als zumeist leere Formeln mit Zähnen und Klauen, aber kaum mit Argumenten verteidigt werden. Die Bezeichnung „Ketzer“ (oder Häretiker) war dann die übliche Stigmatisierung mit den hinlänglich bekannten Folgen, die in den Autodafés gipfelten. Dogmatisch „verliehene“ Macht berauscht die daran Glaubenden, weil sie als Anhänger an jener teilhaben und sie deshalb um nichts schmälern lassen wollen, ohne zutiefst gekränkt und ihres Selbstwertes beraubt zu sein. Die Kirchen waren mit dem Vorwurf der „Häresie“ oft schnell bei der Hand, um Kritiker zum Schweigen zu bringen. Die düsterste Form der Häresie und Blasphemie war aber in Wirklichkeit die intolerante Frömmigkeit, mit der die klerikalen Institutionen „Gotteslästerung“ mit „Kirchenlästerung“ verwechselten.

Religiöse Eiferer sehen ihren Gott wie ihren Wachhund. Wenn sie sich und die willkürlich historisch entstandenen Rituale nicht genügend respektiert wähen, würden sie „ihn“ am liebsten zupacken lassen. Dafür gab es dann in der Geschichte genügend Stellvertreter in kirchlichen wie staatlichen Institutionen. Sogenannte „Gottesurteile“ (Ordalien) waren de facto Gotteslästerungen, insofern Gott zum lokalen Schnellrichter degradiert wurde – ganz abgesehen davon, dass die Vereinnahmung und Privatisierung, die Verpersönlichung hier blutige Auswüchse zeitigte. Wenn das himmlische Strafgericht zur Enttäuschung der Ankläger ausblieb, griff man bedenkenlos auch schon zur Selbstjustiz. Götterboten solcher Art haben sich diese Rolle letztlich selbst gegeben oder sich gerne „auserwählen“ lassen.

Jene intoleranten Eiferer, die in jeder Kritik an ihrer Religion einen blasphemischen Angriff auf diese sehen wollen, fühlen sich in Wahrheit *selbst* angegriffen. Mehr als verbohrte segregierende Vereinsmentalität lässt sich hier nicht erkennen. Tiefe Unsicherheit muss einen Menschen solcher Wesensart beherrschen. Der echte Gläubige ignoriert Attacken auf seine Glaubenslehre, solange er seine Überzeugung, den Glauben an seine Religion behalten und ungehindert leben kann.

Der Fundamentalismus ist ein missionarischer Eifer mit negativem Vorzeichen: Er ist Missionieren zur Selbstbestätigung, Selbstvergewisserung, entsteht also aus Unsicherheit und neigt daher zur Gewaltbereitschaft und zum Terror. Auch die christliche Kirche hat eine derart geprägte Geschichte hinter sich. Missionieren mit positivem Vorzeichen geschieht aus Überzeugung von einer Sache, die aus Nächstenliebe weitergegeben werden soll. Der „Missionar“ ist dabei duldsam, tolerant, ohne Zwang sich selbst und andern gegenüber. Aber ist missionarischer Eifer wirklich stets und nur von menschlicher Nächstenliebe und Fürsorge um das Heil des ‚Ungläubigen‘ getragen? Missionarischer Eifer oder gar Fanatismus – ob religiös, politisch oder ideologisch welcher Art auch immer motiviert – bestätigt dem Zeloten oder der Zelotin durch die Steigerung der puren Anzahl ‚Überzeugter‘, die nun ‚dazugehören‘, die „Wahrheit“ des eigenen Meinungs- resp. Überzeugungsnarrativs. Es ist die ‚Vergewisserung‘ eigener Meinung durch die pure Menge der ‚Missionierten‘. Ein anderes Motiv ist freilich auch die blanke Lust an der Machtausübung, die Anderen durch Zwang zu „überzeugen“, realiter zu erpressen um einer Unterwerfung willen. All dies ja auch ein vergleichbares Problem auf dem Feld der Politik in totalitären Spitzel- und Überwachungsstaaten.) Wer wirklich glaubt und vertraut, hat es nicht nötig, verbissen darum zu kämpfen, wer recht hat. Und paradoxerweise würde dann gerade der Ausgang des Kampfes, der per se manchem Glauben geradezu Hohn spricht, als Kriterium dafür gewertet.

Was ist von dem Gebet eines ‚besorgten‘ Kirchenbesuchers zu halten: „Gnädiger Gott, lass am Ende der Tage alle Menschen gerettet sein – lass sie an dich glauben!“ Welch eine (un)logische Volte: „Warum“, so lässt sich das Gebet ja auch lesen, „warum o Gott lässt du in deiner Allmacht die Menschen zuerst in die Irre gehen, ehe du sie – vielleicht – auf den rechten Weg führst?“ Denn: Wenn Gott die Macht zur ‚Rettung‘ zugebilligt wird, folgt stringent der Schluss, dass er auch die Macht hat, den ‚Sünder‘ zum Gläubigen werden zu lassen. Jede Art einer mit missionarischer Überheblichkeit

vorgetragene Assertion muss auf all jene abstoßend wirken, die ihrer eigenen Urteilsfähigkeit vertrauen. Deren Credo heißt deshalb, bei der Beseitigung gesellschaftlicher und ökologischer Missstände selbst aktiv anzupacken und sich nicht aus der Verantwortung zu nehmen, indem sie auf religiös verblümete höhere Instanzen verweisen, wie sie gewisse Fundamentalisten unterschiedlicher Provenienz missbräuchlich und so bequem als plakatives Schutzschild vor sich hertragen.

–

Eine einheitliche in sich konsistente Glaubenslehre zu entwerfen angesichts einer schier verwirrenden Vielzahl unterschiedlicher Autoren der überlieferten wie der später supplementären Schriften war vor 2000 Jahren, um es vorsichtig auszudrücken, in der Tat kein leichtes Unterfangen. Unausbleiblich schlichen sich Widersprüche und Paradoxien in die Texte ein, die sich durch spätere explanatorische ‚Zutaten‘ (Auslegungen) über die Jahrhunderte hinweg noch verstärkten. Ein typisches Beispiel aus solcherart *Circuli vitiosi* ist die „Gnade, an ebendieselbe – die Gnade – glauben zu können“. Von gleicher Logik ist – um ein weiteres Beispiel zu nennen – der Kommentar zum dritten Artikel des „Apostolischen Glaubensbekenntnisses“, der sinngemäß bekennt, zu glauben, dass ohne den Glauben kein Glaube möglich ist. Und der Genfer Reformator Johannes Calvin, eigentlich Jean Cauvin (1509–1564), lehrt in seiner „*Institutio Christianae Religionis*“ (1536) die Prädestination, wonach von Anbeginn an vorbestimmt ist, wer zur Verdammnis verurteilt oder zur Seligkeit auserwählt ist. Wenn er zugleich aber verkündet, dass alle, die sich im Leben um Gottes Segen bemühen und dabei ein auch materiell erfolgreiches Leben vorweisen können, genau dadurch ihre Vorbestimmtheit bestätigt bekommen, dann ist eine solche *Petitio Principii* (Zirkelschluss oder *Circulus in demonstrando*) schon eine derart verschlungene Spiegelfechtereie, dass diese fast schon wieder zu purer Logik wird.

Ein aus der Fremde kommender unbedarfter, ahnungsloser Besucher des Abendlands müsste angesichts der religiösen Gepflogenheiten und Glaubensinhalte, die er beobachtet, zu dem Schluss gelangen, einer Melange aus Monotheismus, Polytheismus, Animismus, Fetischismus, Totemismus, gar Kannibalismus, in einem Wort einem religiösen Synkretismus begegnet zu sein, dessen Anhänger sich in historischem Ausmaß erschreckend wenig an das hielten und halten, was ihr Glaube verkündet. Die entsprechenden Begründungen bietet der deutsche Ethnologe Horst Nachtigall (1924–2013) in „*Völkerkunde von Herodot bis Che Guevara*“ (1972). Man könnte – entsprechend Friedrichs des Großen (1712–1786) toleranter (unter der Prämisse monarchischer Unantastbarkeit!) und viel zitierter Äußerung in einer Tagesorder vom 22.6.1740 – trotz alldem ruhigen Gewissens jeden Menschen „nach seiner *Façon* selig werden“ lassen, solange die Ausübung des jeweils vertretenen Glaubens die Prinzipien humanen Zusammenlebens im Sinne der Grundrechte nicht beeinträchtigt. [Dass freilich von Toleranz des *Kriegsherrn* Friedrich II. gegenüber dem Lebensrecht von Menschen leider keine Rede sein konnte, steht auf einem anderen Blatt.] Nicht minder angenehm hört sich die ebenso tolerante Verfügung seines Großneffen und späteren Nachfolgers König Friedrich Wilhelm III. (1770–1840) an, der 1799 die (de facto falschen) Vorwürfe, der Philosoph Johann Gottlieb Fichte (1762–1814) vertrete atheistisches Gedankengut, mit den gleichfalls bekannten Worten abwie: „Ist es wahr, dass er mit dem lieben Gotte in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen; mir tut das nichts ...“ (ergänzende Randnotiz, siehe zuvor: solange die eigene Autorität unangefochten bleibt ...) Die Geschichte der Religionen lehrt uns und sollte eigentlich den Institutionen selbst eine Lehre sein, dass es nicht angehen kann, mit den guten Taten an den Willkommenen das Recht für die bösen Taten an den Unwillkommenen zu begründen.

–

Die speziell christlicher Theologie immanente Inkonsequenz und daraus resultierende Unlogik, die Widersprüche und Ungereimtheiten sich gegenseitig ausschließender Lehrsätze und Dogmen sowie manches, das bedenklich in die Grauzone des puren Aberglaubens hineinreicht, zeigen sich leider an vielen Beispielen. Wundersüchtige, die – bedauernswert genug – nichts Wunderbares in der Welt, die wir haben, entdecken können, sehen letzten Endes stets das, was sie an Wunderbarem, besser Wunderlichem (auch wenn sie sich dessen nicht unbedingt bewusst sein mögen) im Grunde sehen *wollen*. Dass damit das „Wunder“ bei ihnen eigentlich ohnehin nur offene Türen einrennt, anstatt (wenn schon) Zweifler zu überzeugen, ist reichlich paradox – oder aber auch nur logisch, denn welcher Zweifler aus guten Gründen ließe sich etwa von einer Reliquienzauberei überzeugen? Eine Religion, die solche „Beweise“ für die Berechtigung ihrer eigenen Existenz nötig hat, schadet sich damit selbst

und stellt ihre Seriosität in Frage. „[...] den Menschen verlangt es nicht so sehr nach Gott als nach Wundern“, schrieb Fjodor Michailowitsch Dostojewski, (1821–1881) in seinem Roman „Die Brüder Karamasow“, 5. Buch, 5. Kapitel: „Der Großinquisitor“ (1880). Doch wozu Wunder? Wir leben ja laut Gottfried Wilhelm Leibniz (deutscher Philosoph, 1646–1716) „in der besten aller möglichen Welten“ („Essai de Théodicée“, 1710), was nach einem bekannten Bonmot „der Optimist sowieso glaubt und sogar der Pessimist befürchtet“.

Sogenannte „Erscheinungen“ – ob in Religionen oder Mythen – treten naturgemäß immer nur an Orten, zu Zeiten und in einem gesellschaftlichen Umfeld auf, wo an den Inhalt der Erscheinung im Vorhinein geglaubt wird. Es wäre mit dem Glauben an den Kern einer religiösen Aussage nicht weit her, wenn die Überzeugung nur an „werbewirksamen“, nämlich „wunder“-samen Darbietungen hinge. Zumal „Wunder“ (keineswegs ver„wunder“-lich) stets denen erscheinen, die daran glauben oder sie erwarten. Dabei müssen wir nur die Augen öffnen, um die Vielzahl von „Wundern“ zu entdecken, die uns der Kosmos und die Welt darbieten. Sollte das nicht genügen? Der Glaube an Wunder, ja der Vorwurf der Häresie angesichts einer Entmythologisierung der Schriften, macht Gott, als den „Allmächtigen“ (Septuaginta: „Pantokrator“, Vulgata: „Omnipotens“) verstanden, kleiner und keineswegs größer. Und dasselbe gilt sinngemäß auch für den Glauben selbst.

Es geschieht dem sogenannten „Himmlischen“ kein Abbruch, wenn es auf ein irdisches Maß reduziert wird, denn in Wahrheit ist das Irdische „himmlisch“. Die Bereitschaft, an einen Schöpfer zu glauben, wird beim Anblick etwa eines blühenden Gartens mit Sicherheit eher gefördert als mit „wunder“-lichen Zaubergeschichten. Zwar sind für Ad-hoc-Wunder oder ein Weiter-„Leben“ nach dem Tode in Form des mentalen Subjekts, das man war (also unter Beibehaltung des ursprünglichen Ich-Verständnisses), mit guten Gründen stringenter Logik keinerlei Indizien oder gar Beweise zu finden. Jeder Mensch kann sich nach Lust und Laune als eine Wiedergeburt empfinden oder auf eine solche hoffen – wenn man will, sogar als Tier, jedenfalls als ein völlig anderer als der, der man ist und ohne Erinnerung an den, der man war, versteht sich. Überhaupt nichts würde sich dabei von der in allgemein verbindlicher Sicht verstandenen Realität unterscheiden.

Etwas anders verhält es sich mit dem Glauben an eine „jenseitige Fortexistenz“. Aber worin müsste sich diese von dem „diesseitigen“ Dasein unterscheiden? Erwarten die daran Glaubenden eine ewige Glückseligkeit? Ein Befinden, das wir schon im kurzfristigen „Diesseits“ nur selten und nicht ohne die bekannten einschränkenden Prämissen erleben? Das mag unserer Körperlich- oder Leiblichkeit geschuldet sein. Aber gerade ohne diese ist jede Vorstellung, jede Theorie, jedes Postulat von „Glückseligkeit“ absurd. Nur unser Körper (zu dem wir selbstverständlich auch das Gehirn zählen) vermittelt uns dieses Phänomen einer „Glückseligkeit“!

Wenn denn unser Ich im Grunde mit unserem Gedächtnis, genauer: mit unseren Erinnerungen identisch ist, welche Erinnerungen wollten wir dann in eine jenseitige Ewigkeit mitnehmen? Zu denken, nur die „guten“ könnten wir uns herauspicken, wäre mehr als naiv und zudem würde diese „Auswahl“ ja im Endeffekt gerade unser Ich zerfleddern. Und all die negativen Erinnerungen „mitschleppen“ zu müssen – wer wollte das wirklich? Denken wir zudem daran, dass es zwar evolutionär gesehen sicher nützlich, doch bedauerlich fürs Wohlbefinden ist: Leider (so die psychologische Forschung) erfährt eine negative Erinnerung im Gehirn so viel ‚Gewicht‘ wie fünf positive Erinnerungen. Sollten wir also deshalb rundweg auf alle Erinnerungen, das heißt auf unser höchst persönliches Ich verzichten? Was bliebe dann noch?

Denn wenn schon an eine immaterielle und zugleich individuelle jenseitige Existenz geglaubt werden sollte, könnte – rein theoretisch – auch eine trostlos ewige Monotonie auf einen warten. Schon Immanuel Kant hatte sich darüber seine Gedanken gemacht und deshalb angesichts solch einer Perspektive von „Ewigkeit“ dankend abgewinkt. Seit Menschengedenken werden Schein- und Schattenwelten „erfunden“, um dem Tod zu „entgehen“. Doch wir haben ja bereits eine Welt – und zwar eine, die Gott resümieren lässt: „[...] und [...] alles [...] war sehr gut“ (1. Mose 1.31). Aber dann wäre jedes sogenannte „Wunder“, also die *Ausnahme* vom gültigen Gesetz dessen, was „die Welt im Innersten zusammenhält“, a priori eine *Verschlechterung* derselben. Wenn die Welt für „gut“ (im ursprünglichen Sinne von „vollkommen“) erklärt wird, kann es keine „Verbesserung“ geben, denn sie wäre sonst zuvor nicht „gut“ gewesen. Und physikalisch ist jede Ausnahme von einem „Gesetz“ automatisch dessen Negation, da sie es ad absurdum führt.

Zieht eine Religion Gottes Welt als das beste Überzeugungsargument für den Glauben heran, ist es geradezu absurd, wenn die Ausnahmen von ebendieser Ordnung und Harmonie der Schöpfung erst

Gottes Wirken beweisen sollen. Zweifler mit Wundern überzeugen zu wollen, lässt den eventuell dadurch gefassten Glauben des andern von vornherein als laues Flämmchen erscheinen.

Religionen hatten schon immer ihre Probleme mit der Ratio, und dies zwangsläufig proportional dazu, wie die Wissenschaften ihre eigenen Erkenntnisse erweiterten. Wer weiterhin seinem Glauben treu bleiben wollte und will, muss(te) entweder – wie das in der Geschichte gang und gäbe war – die Wissenschaft verteufeln und (mit welchem Recht eigentlich außer dem einer Selbstanmaßung und -überhöhung?) mit unlauteren Methoden bekämpfen. Oder er respektive sie muss(te) so flexibel sein, die formalen Modalitäten seines oder ihres Glaubens anzupassen, ohne deshalb zwangsläufig den Glauben selbst zu verfälschen. Oder er respektive sie muss(te) einen Spagat des Denkens zuwege bringen, wie ja heute noch viele Menschen paradoxerweise in zwei parallelen Denk- und Vorstellungswelten leben. Oder aber er respektive sie muss mit dem dänischen Philosophen Søren Kierkegaard (1813–1855) der Konsequenz in dessen Werk „Die Krankheit zum Tode“ (1849) folgen: „Glauben bedeutet den Verstand verlieren, um Gott zu gewinnen.“ Man möchte demgegenüber nachgerade einen rationaleren Gottesbegriff in Äußerungen wie „Wir sind alle Gott“ oder „Wir gehören einem kollektiven Bewusstsein an“ erkennen, welche nach dem Konsum von LSD (Lysergsäurediethylamid) oder dem Pilzderivat Psilocybin erfolgten (s. „Der Spiegel“ 8/2020, S. 96 ff.), denn sie gründen auf einer beglückenden non-reflexiven neuronalen Clusterbildung, die alle umgebungs- und situationsbedingte Perzeptionen über-tönt.

Für Christen in der geistigen Tradition der Aufklärung ist die Person des Jesus von Nazaret(h) in der Präsentation als „Sohn Gottes“, als Christus (griechisch-lateinisch: der Gesalbte) oder (hebräisch:) Messias die metaphorische Inkarnation des Ideals von Menschenliebe. Für den hoffnungsvollen Glauben an die Utopie einer friedvollen Welt wird diese in wundersamen Legenden versinnbildlicht. Einer dieser zweifelsohne bedeutungsvollen Sinngehalte ist das am Weihnachtsfest beschworene Hohelied der Familie als Elternpaar mit Kind, das in der Alltagsrealität allzuoft leider hässliche Misstöne enthält. Alle Jahre wieder kommt ... die Heerschar der Feuilletonisten und versucht sich an einer zeitgemäßen Exegese. Dafür bleibt allzu oft die Ratio, die Logik und mit ihr die bisweilen trostlose Seite der Realität allüberall außen vor. Die Hoffnung, der Traum von der Utopie, der mit der christlichen Weihnachtsgeschichte verknüpft ist, kann nicht ausblenden, dass die Behauptung höchst unredlich wäre, es gäbe dort, wo diese Religion heimisch wurde, keine Zerwürfnisse, keine Korruption und keinen Zynismus mehr. Und es wäre um nichts weniger unredlich, zu insistieren, dass es vor der Zeit des Christentums oder außerhalb desselben *nur* Streit, Korruption und Zynismus gegeben hätte.

Die theologische Kernaussage der christlichen Religion in all ihren konfessionellen Schattierungen ist mit dem Kreuzestod verbunden. Doch damit verband sich auch eine der historisch folgenschwersten Absurditäten. Denn für das Geschehen als solches musste das Verhältnis zwischen Christen und den „schuldig gesprochenen“ Juden die blutigsten Trübungen erdulden, andererseits wird das Dogma der „Erlösung“ an ebendenselben Geschehen festgemacht. Das apokryphe Judas-Evangelium hat aus der Paradoxie des Todes Jesu am Kreuz die im Grunde einzig folgerichtige Konsequenz gezogen und den „Verrat“ des Judas Ischariot als vorbedachten, mit Jesus abgesprochenen Plan gesehen, um der Erlösungsrolle Jesu zu entsprechen. All dies wirft nolens volens entsprechende Schatten auf die Soteriologie (die theologische Erlösungslehre des Christentums).

Friedrich Dürrenmatt (1921–1990) thematisiert in seinem Drama „Der Besuch der alten Dame“ (1956, Ur. Zürich) genau die zum „Christusmord durch die Juden“ synonyme Paradoxie: Das selbstgerechte, scheinheilige Dorfgericht von Güllen verurteilt Alfred Ill für sein Vergehen an Klara Wäscher, nunmehrige Claire Zahanassian und Milliardärin, zum Tode, um dafür an die von ihr versprochene Milliarde zu kommen, obwohl exakt dieses Vergehen – der Schwängerung und Verleugnung der Vaterschaft mit anschließendem Verstoß Klaras in die Fremde – erst zu der Folge führen konnte, dass die danach reich Gewordene diese Milliarde spendieren konnte. Ohne „Vergehen“ wäre sie jetzt die unscheinbare Krämersfrau Klara III! Und ohne das angebliche „Verbrechen“ der Juden gäbe es keine christliche Religion der Erlösung ...

-

Am Ende dieser Ausführungen konstatieren wir: Obwohl (jeder) Gott für die ganze Welt „verantwortlich“ ist, wird die mentale (spirituelle) „Begegnung“ mit ihm auf Erden (wo auch sonst) verortet. Das notabene *selbstbestimmte* (nicht von Zwang oder Angst, nicht von der Furcht vor einer unerbittlich strengen Abrechnung gelenkte, eher vielleicht von Schauern der Ehrfurcht begleitete) Sich-Zurückziehen, sei es auch unter Gleichgesinnten, in die Intimität ‚heiliger‘ Stätten – ob bei Naturreli-

gionen, ob in Kirchen, Moscheen, Synagogen – vermittelt Geborgenheit im Hinblick auf eine quasi ‚umgreifende‘ Schöpfer- oder Schöpfungsinstanz.

Zugleich bedeuten die inhaltlichen, theologischen oder ideologischen Differenzen der Welt-Religionen untereinander nichts weniger, als dass ohnehin nicht alle die Wahrheit für sich beanspruchen dürfen. Von diesem Vorbehalt kann selbstverständlich keine Religion ausgenommen werden. Zwangsläufig könnte (wenn überhaupt!) ohnehin nur *eines* von allen religiös orientierten Weltbildern im Hinblick auf das jeweilige Glaubensdiktum – inklusive einer entsprechenden zumeist ins Transzendente reichenden Kosmogonie, Phylogenese und Sinnggebung – recht haben. Aber vielleicht ist dies ja ohnehin zweitrangig, geht es bei Religion vermutlich in erster Linie darum, mittels Rituale dem Leben Strukturen zu geben, die über die alltägliche Notwendigkeit hinausgehen, für die Befriedigung der Grundbedürfnisse sorgen zu müssen. Der o. g. Vorbehalt gilt von jedem objektiven Standpunkt aus, weshalb es nichts Absurderes gab und gibt als Kriege ‚im Namen einer Religion‘ (die freilich allzuoft ohnehin nur als Vorwand für das Unterwerfen oder Töten der sog. ‚Andersgläubigen‘ missbraucht wurde und wird).

Subjektiv sind freilich alle Religionen „wahr“, wobei die Differenzen immer marginaler werden, je gründlicher man die Religionslehren hinterfragt – kein Wunder, sind sie doch nolens volens sämtlich anthropogenen Quellen entsprungen. Die Frage, wo die „Wahrheit“ zu Hause ist, bleibt also entweder Glaubenssache – oder Sache der Logik ...!

(Der vorliegende Text ist ein Auszug aus dem Buch „Die Treppe zum Diesseits – Aspekte unseres Daseins“.)